

Elemente der Besiedelung in unserem Wohngebiet

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen**

Band (Jahr): **112 (1934)**

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

I. ELEMENTE DER BESIEDELUNG IN UNSEREM WOHNGBIET.

Es bestehen keine sichern Angaben über das erste Vorkommen von Menschen in Europa. Man spricht von 50,000 bis 100,000 und mehr Jahren vor Christi Geburt. Für die Gegend von Basel haben wir vereinzelt, wenige Funde aus der letzten Eiszeit. Sie stammen von der Batterie, aus der Gegend des heutigen Hechtliackers am Nordostabhang des Bruderholzes und aus der Umgebung der Pauluskirche. Obwohl sie uns nur einen sehr spärlichen Begriff von der Kultur jener Zeit zu geben vermögen, ist es doch von Interesse, sie in der Gesamtheit und mit Muße zu betrachten. Die wertvollsten Stücke hievon sind in unserm Bilde aufgezeichnet (Abb. 1): Zwei schön gearbeitete Äxte, einige Steinmesser, die aus dem harten Hornstein abgespalten und abgedrückt wurden; ebenso ein Steinkern, von dem solche Steinklingen losgetrennt wurden, und schließlich eine Tonscherbe mit Wulstrand und Zierwulst, auf welchen von Hand ein einfaches Muster eingedrückt ist. Es ist wahrscheinlich, daß diese Klingen in Holzschäften irgendwie befestigt waren zur besseren Handhabung. Von ganz bemerkenswert hohem technischem Können zeugen die beiden Beile, welche direkt ein Fingerspitzengefühl verraten für eine schon hochstehende Verbindung von Formschönheit und Zweckmäßigkeit. Ihnen ebenbürtig ist das Scherbenstück in der Auffassung, obwohl seine technische Ausführung

deutlich die noch sehr primitiven Mittel der Herstellung und des Brennens beweist. Einen etwas bessern Aufschluß vermöchte erst eine Übersicht über die Gesamtfunde in Mitteleuropa zu geben.

Leider fehlen uns für unsere Gegend gerade die charakteristischen *Tierzeichnungen* und kleinen Plastiken, die der Höhlenmensch hergestellt hat, und die in reicherm Maße in Höhlen Frankreichs gefunden wurden. Ein Beispiel davon aus dem schaffhausischen Orte Thayngen ist uns in einer Renntierzeichnung überliefert (Abb. 2), während der Pferdekopf und die Zeichnung eines Wildpferdes schon wieder aus Frankreich stammen. Im allgemeinen ist jedoch zu sagen, daß wir uns jene Kulturstufe in der Regel viel primitiver vorstellen, als

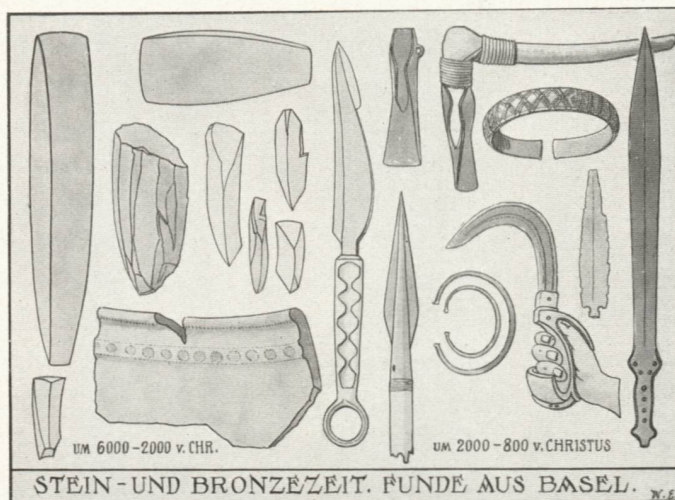


Abb. 1.

sie in Wirklichkeit gewesen ist. Wir dürfen uns über die Spärlichkeit der Funde keineswegs wundern. Erst in jüngster Zeit richtet sich das Augenmerk von Gelehrten und gebildeteren Laien auf diese Dinge; und es muß in den Tausenden von Jahren vorher eine große Menge davon achtlos verschleudert worden sein. Sodann gehört selbst beim modernen, systematischen Forschen doch auch eine gute Dosis Glück zum Finden. Nicht nur die Geologie hat ihre Geschichte in einzelnen Schichten aufgeschrieben und überliefert, sondern auch die Kultur. Doch geht es auch im letztern Gebiet

wie im erstern: Es ist nämlich sehr selten, daß sämtliche Kulturschichten einer Stätte unverändert erhalten geblieben sind. Wir sehen hier (Abb. 3) aber einen solchen besonders günstigen Fall an einer sozusagen urheiligen Stelle in Trier. Um uns einen Begriff neuzeitlicher Grabung zu geben, hat der Forscher die einzelnen Schichten säuberlich getrennt und einzeln kenntlich gemacht. Jede Zeitepoche hat ihre Spur hinterlassen und ist von der nachfolgenden zugedeckt worden, also daß selbst die oberste der alten Schichten von unserer heutigen vollständig zugedeckt und unkenntlich gemacht worden ist. Es geht nicht an, anhand des hier Dargestellten in die Einzelheiten solcher Grabungsmethoden einführen zu wollen; vielmehr möchte ich nur zum allgemeinen Verständnis der Auffindung und Verfolgung alter Kulturschichten auf die hauptsächlichste und tröstlichste Erfahrung des zünftigen Archäologen hinweisen, daß nämlich in der ganzen Welt nichts so unverwüstlich ist wie ein Loch. Wo einmal im gewachsenen Boden gegraben oder etwas hineingetrieben wurde, da vermag keine noch so festgestampfte Auffüllung die Spur wieder zu verwischen. Das Bild zeigt



Abb. 3. Ansicht einer systematischen Ausgrabung.

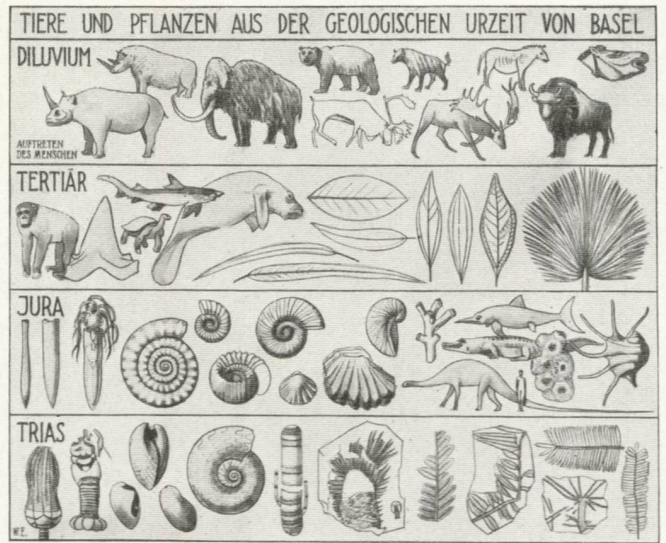


Abb. 2.

in der obersten freigelegten Schicht römisches Mauerwerk, in der folgenden die Pfostenlöcher eines vorgängig hier gestandenen Holzbaues und in der untersten Grube den Ort, wo sich Gegenstände erhalten haben seit der Zeit von 2500 Jahren vor Christi Geburt.

In unserem engern Stadtgebiet sind mit einiger Sicherheit erst die steinzeitlichen Funde zu datieren. Sie lassen darauf schließen, daß in unserer Gegend um 6000 vor Christi Geburt, also vor

rund 8000 Jahren, Menschen lebten, deren Kulturstufe ungefähr analog ist derjenigen heutiger niedriger Negerstämme im afrikanischen Urwald, oder der Inselbewohner im malaiischen Archipel. Wir können uns anhand der wundervollen Sammlungen unseres Museums aus jenen Gegenden ein sozusagen einwandfreies und sehr gutes Bild machen von der Lebensweise jener Menschen und damit auch von unsern eigenen Vorfahren auf unserm eigenen kleinen Fleck Erde. Im Gegensatz zu den langen Spannen der Urzeit erscheint uns von nun ab aus den Funden im engeren Stadtbann und in seiner Nähe ein ganz überraschend schneller Aufstieg der menschlichen Kultur und der gesamten Lebenshaltung bis in die Keltenzeit ums Jahr 50 vor Christi Geburt. Doch ist dieser Aufstieg nicht etwa so zu verstehen, daß er sich innerhalb ein und derselben Sorte von Menschen an unserer Stätte abgespielt hätte im Laufe der Zeit; sondern es haben sich verschiedene Rassen im Besitze der Gegend abgelöst, in dem Sinne, daß meistens eine höherstehende die primitivere vertrieben oder ganz ausgelöscht hat. Aus dieser wechselvollen Zeit stammen die abgebildeten Bronzefunde (siehe Abb. 1). Das Messer mit schönen Heftklammern wurde bei der Grabung des Kleinhüniger Hafens gefunden, alle andern Stücke stammen aus der Gegend der Elisabethenkirche. So wie in dem Steinbeil für ihre Zeit haben wir hier in Speer und Schwert für die Bronzezeit Glanzstücke an ausgefeinter Arbeit vor uns. Sie zeigen eine wundervolle Kenntnis von Material, Form und Verwendung. Trotz der verhältnismäßig großen Zeitspanne und relativen Nähe am Beginn unserer historischen Epoche sind auch diese Funde nur spärlich vertreten. Das hat seinen Grund darin, daß in unserer Stadt eigentlich bis in die neueste Zeit hinein von Staats wegen äußerst wenig an systematischer Forschung geleistet wurde. Und heute ist nunmehr fast alles gänzlich überbaut und deshalb schwer oder ganz unzugänglich. Die großen Arbeiten, die in dieser Hinsicht für Augst geleistet worden sind, entspringen vor allem der privaten Initiative von Herrn Dr. Karl Stehlin. Auf Stadtgebiet

sind wir auf das erwachte oder meistens erst noch zu weckende Interesse der Bauherren angewiesen, umsomehr als heutzutage die Erdarbeiten gewöhnlich sehr rasch und maschinell mit Baggern durchgeführt werden, was natürlich eine archäologische Durchforschung des Bodens auch bei Neubauten und in vielversprechendem Revier beinahe unmöglich macht.

Die erste sichere Kunde über unser Land

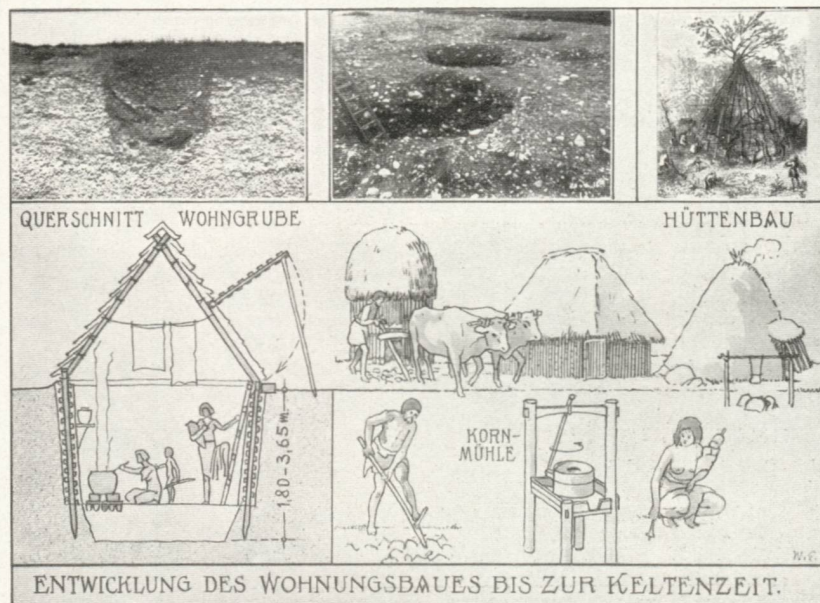


Abb. 4.

erhalten wir durch römische Schilderungen mehr allgemeiner Natur. Diese erhielten speziell für Basel ihre ersten wichtigeren Grundlagen durch die Funde beim Bau des großen Gasometers der alten Gasfabrik an der Voltastraße im Jahre 1911. Hier sind die berühmten unverwüstlichen Löcher gleich in ziemlicher Anzahl und ordentlichem Ausmaß gefunden worden (Abb. 4). Wir sehen einige am Fundort und eines davon im Schnitt. Ihre wirkliche einstige Verwendung ist heute noch nicht einwandfrei abgeklärt. Man spricht sie als *Wohngruben* an, die man sich in der unten gezeichneten Weise ausgebaut und überdeckt dachte. Vielleicht handelt es sich um spezielle Winterwohnungen, die zum Schutze gegen die Kälte eingegraben waren und dann eine mit Stroh und Dung überdeckte Dachung gehabt haben dürften, wie sich die äußerste Hütte rechts von außen präsentiert. Es sind auch Anhaltspunkte für rechteckige Bauten über der Erde vorhanden.

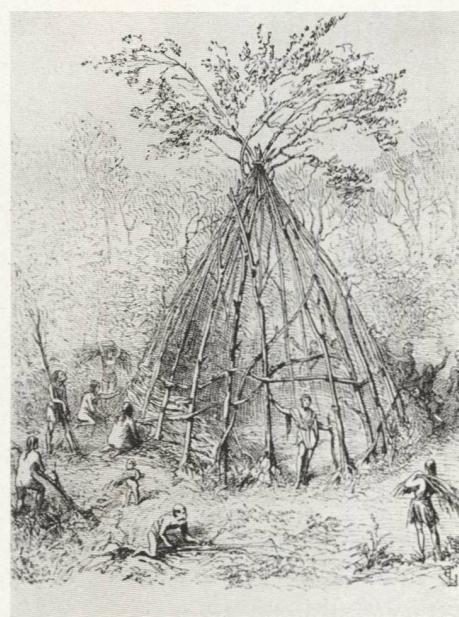


Abb. 5. Hüttenbau.

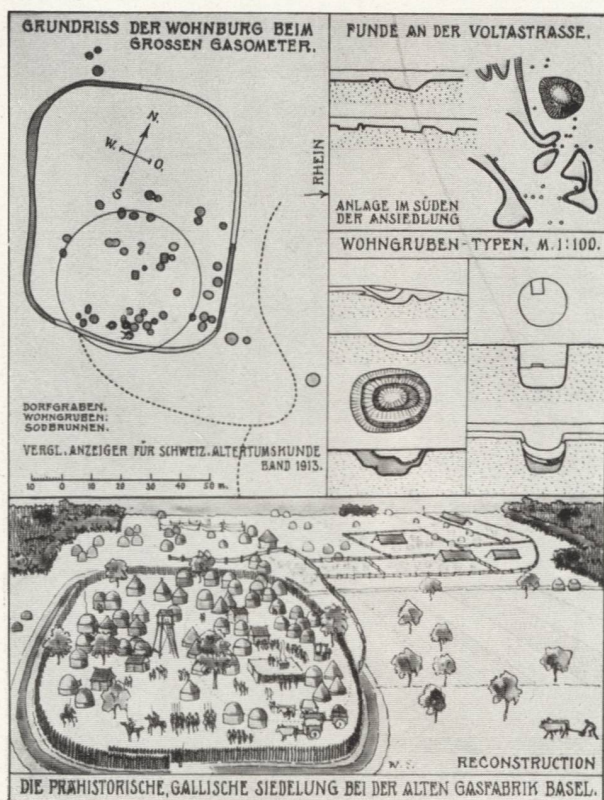


Abb. 6.

Wie man sich das Erstellen und Flechten einer einfachen Wohnhütte etwa vorstellen kann, zeigt uns das obenstehende Bild (Abb. 5).

Es sind insgesamt 60 solcher Löcher oder Gruben und auch eine große Zahl von Pfostensetzungen aufgefunden worden, sowie ein Graben, welches uns erlaubt, uns das nebenstehende Bild einer geschlossenen Siedlung mit Opferstätte, Wehranlagen und Viehhürden im freien Feld zu machen (Abb. 6). Als besondere Eigentümlichkeit erwähne ich, daß in 8 Meter Tiefe in einem Senkschacht das Skelett eines jener Menschen gefunden wurde, welcher offenbar bei der Grabung eines Sodbrunnens durch Erdgase oder Einsturz den Tod erlitt.

Endlich zeigt uns Abbildung 7 anschaulich, wenn auch mit einiger Phantasie, wie man sich etwa eine damalige Siedlung im Detail vorzustellen hat. Die Wissenschaftler benennen diesen Ort *Arialbinum*, nach einer Aufzeichnung der Römer auf

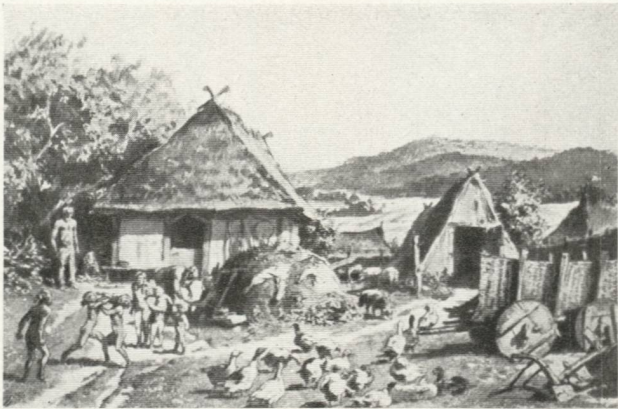


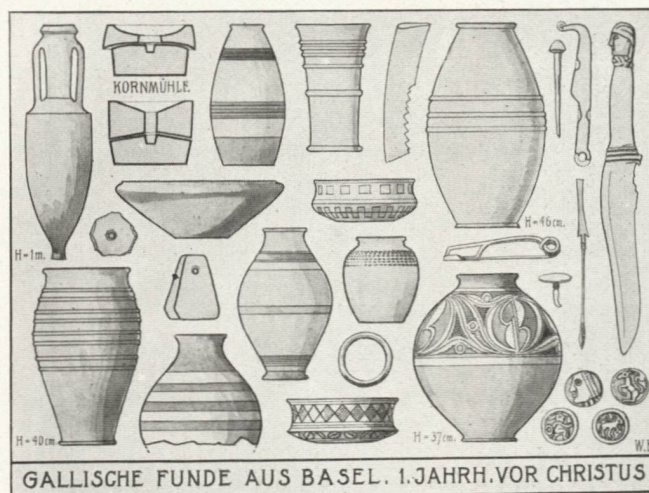
Abb. 7. Keltisch-Germanische Siedlung.

Beweise eines schon recht regen Handels mit Wein durch die burgundische Pforte aus dem südlichen Gallien her (Abb. 8). Wir sehen eines der zu jener Zeit weitverbreiteten großen Weingefäße in der linken obern Ecke abgebildet. Auch eine Kornmühle, die für den Transport wohl zu schwer war, blieb intakt zurück. Die übrigen Gegenstände, die sich wie alles hier Abgebildete in der Sammlung am Steinenberg schön beisammen finden, geben uns eine deutliche Vorstellung eines auch für moderne Begriffe hochstehenden Formgefühls und Schönheitsempfindens. Die beiden gelochten Senkgewichte gehören entweder zu Spreitnetzen und lassen in diesem Falle einen Schluß zu auf Fischerei in einem sehr verzweigten und daher ruhigen Rheinlauf; es ist auch möglich, daß sie, wiederum als Senkgewichte, zu einfachen Handwebstühlen gehörten. Einzig die Münzen stammen nicht aus Arianbinum, sondern aus Basilea selber und sind hier deshalb wiedergegeben, weil sie die in den gallischen Kultkreis gehörende Pferdegöttin Epona zeigen.

Für die relative Dürftigkeit der Funde in unserem Banne fällt auch in Betracht, daß wir weder für Arianbinum noch für Basilea die sicher zugehörigen frühzeitlichen Begräbnisfelder oder „Nekropolen“ aufgefunden haben, sodaß wir auf das sonst archäologisch meist reichhaltige Material der Grabbeigaben verzichten müssen. Eine geringe Möglichkeit besteht noch, wenn man z. B. jetzt für die eben freigegebene Überbauung des Areals zwischen alter Gasfabrik und Elsäßerstraße den künftigen Bauherren von Staats wegen die Verpflichtung auferlegen würde, bei Fundamentierungs- und Erdarbeiten mit spezieller Sorgfalt und unter Überwachung durch das Museum vorzugehen.

Mit der Besiedelung des eigentlichen heutigen Münsterhügels unter römischer

einer Routentafel. Daß die Funde an dieser Stätte immer noch nicht besonders zahlreich sind, hat seinen besondern und historisch überlieferten Grund. Die raurakischen Einwohner haben sich dem großen helvetischen Auszug über Genf und den Jura ins südliche Rhonetal angeschlossen im Jahre 58 vor Christus. Dabei haben sie alles Wertvolle und vor allem alle Waffen selbstverständlich mitgenommen. Einzig Amphorenscherben sind in größerer Anzahl am Platz geblieben, als



GALLISCHE FUNDE AUS BASEL. 1. JAHRH. VOR CHRISTUS

Abb. 8.

Aufsicht nach der Rückkehr der bei Bibracte besiegten Helvetier beginnt für unsere Stadt die „historische Zeit“, d. h. von jenem Zeitpunkt an bis heute läßt sich ihre Entwicklung im großen Ganzen nach einwandfreien Daten ziemlich genau verfolgen bis ins Mittelalter hinauf, während wir von dort an bis heute dann überhaupt auf eine sichere Chronik abstellen können. Diese Funde (Abb. 9) vermitteln uns auch für eine römische Kolonie schon den Eindruck eines gehobenen und reichen Lebens mit



Abb. 9.

einer Mannigfaltigkeit der Gebrauchs- und Kultgegenstände und des verwendeten Materials, die auch die Lebenshaltung des gewöhnlichen Mannes auf einer ziemlich hohen Stufe erscheinen läßt. Interessant ist das Bruchstück einer Weihinschrift zu Ehren der schon vorerwähnten gallischen Pferdegöttin Epona. Sie wurde im Gebiet der heutigen Marktgasse gefunden und lange Zeit als zu einer dortigen Brücke der Gallo-Römer gehörig betrachtet; doch könnte sie ebensowohl zu einer Altartafel in einem Epona-Tempel an der Stelle der heutigen Martinskirche gehört haben. Auch diese Stücke sind sämtlich in unserm historischen Museum der Besichtigung im Original zugänglich. Die figurengeschmückten Architekturstücke sind Teile von Grabmälern; das mit den Kriegern könnte einem Siegesdenkmal angehört haben. Das kleine Merkur-Statuettchen und die Münzen sind ein sprechender Hinweis auf einen regen Handel, der ja unter den Schutz dieses römischen Gottes gestellt war und der auch schon das Geld als allgemeines Tauschmittel kannte.



Abb. 10. Reliefdarstellung der Epona.

Die nebenstehende Reliefdarstellung der Epona (Abb. 10) stammt zwar aus Trier, gibt uns aber doch eine Vorstellung davon, in welcher Weise ungefähr sie auch bei uns dargestellt wurde. Sie gehört, wie gesagt, zum speziell gallischen Kultkreis und hat ganz offenbar bei uns die Rolle einer Verkehrsgöttin innegehabt, was gut damit übereinstimmt, daß jedenfalls das Fuhrwesen und die niedrigen Verkehrsobliegenheiten vor allem den Galliern zukamen, während sich ihre römischen Herren mit dem lukrativeren Teil des Geschäftes befaßten.

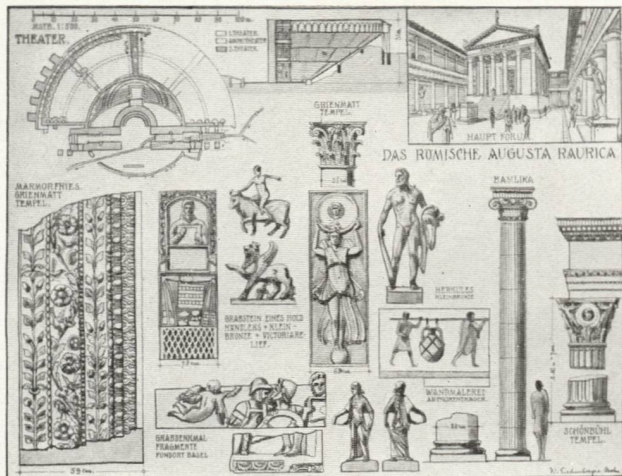


Abb. 11. Funde aus Augusta Rauracorum.

Von ihrer entsprechend luxuriöseren Lebensführung geben uns die Funde aus der benachbarten, damals weit größeren Römerstadt Augusta Rauracorum eine recht deutliche Vorstellung (Abb. 11). Alle Bruchstücke und Plastiken sind wiederum in unserem historischen Museum zu sehen. Die Geschichte der abgebildeten drei in einander gebauten Theater wäre eine kleine Abhandlung für sich, die aber für unsere Stadt nicht von speziellem Interesse ist. Wertvoller ist die Rekonstruktion des Hauptforums mit zweistöckigen Markthallen um

den Tempel herum, da besonders letzterer das eventuelle Vorbild für einen ähnlichen Bau auf unserem Münsterhügel gewesen sein dürfte an der Stelle und als Vorgänger unseres Münsters.

Obwohl es nicht in die engere Geschichte unseres eigenen Basels gehört, bringe ich hier auch eine Rekonstruktion jener größeren antiken Römerstadt, welche einst an die 40,000 Einwohner gezählt haben muß (Abb. 12). Sie ist übrigens nie ganz fertig geworden; aber wir erkennen in ihr die römische Gründungsform wieder, wie auch das rein fortifikatorisch behandelte Castrum rauracense. Doch ist speziell darauf aufmerksam zu machen, daß Castrum und Stadt in dieser Form nicht gleichzeitig nebeneinander bestanden haben.

In die alten Schotterterrassen des Rheines hatten sich Birsig, Wiese und Birs eigentliche Mündungstäler eingraben müssen, um zum Strom zu gelangen (Abb. 13). Dessen Bett verlief einst — vor der Zeit des Menschen — volle 36 Meter höher als der heutige Wasserspiegel; je tiefer er sich nun in die Aufschüttungen einschnitt und sie zum Teil auch wegräumte, desto tiefere Gräben mußten seine Zuflüsse in

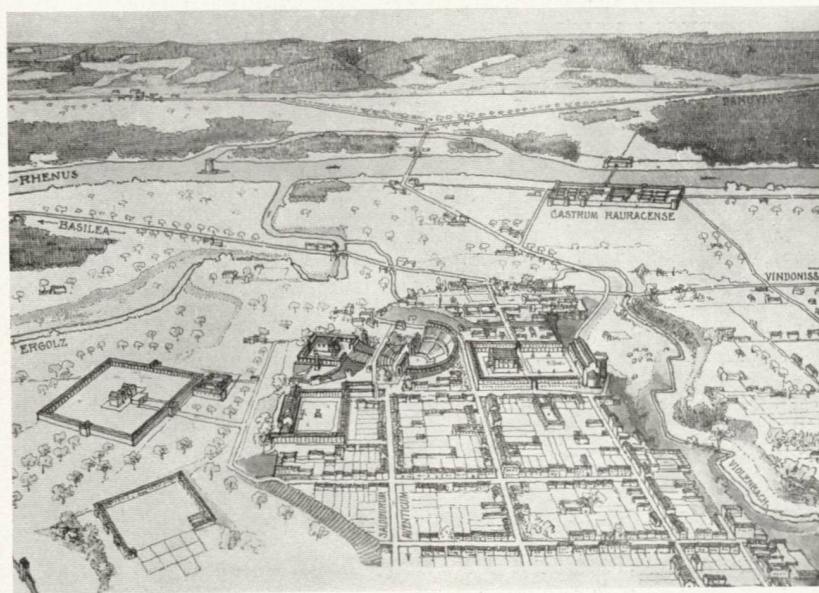


Abb. 12. Augusta Rauracorum (Rekonstruktion).

den stehengebliebenen festeren Schichten austiefen. Für uns von besonderem Interesse ist in erster Linie nur das Endstück jener Rinne, die sich der Birsig in einer Breite von 100 m und einer Tiefe von 15—20 Metern durch die Niederterrassen des Rheines eingefressen hat. Er konnte dabei teilweise ein Rheinbett aus früheren Zeiten benützen. So bildete sich zwischen Birsig und Rhein der günstige Burghügel. Man nennt eine derartig ausgezogene Anhöhe einen „Riedel“ oder „Sporn“, und da der unrige nachmals als Hauptgebäude das Münster trug, wird er von uns in der Folge einfach als „Münstersporn“ oder „Münsterriedel“ bezeichnet. Wir sehen deutlich die gegen den Rhein abgestuften Terrassen des Geländes und den tiefen Graben des Birsiglaufes. So schön wie in dieser Rekonstruktion (Abb. 14) ist die Gestaltung des Terrains in der Wirklichkeit nicht mehr erhalten. Zwar ist es im wesentlichen nur der Mensch, der hier den natürlichen Boden weiter verändert hat. Wir schauen uns den zwischen Birsig und Rhein eingeklemmten Riedel etwas genauer an:

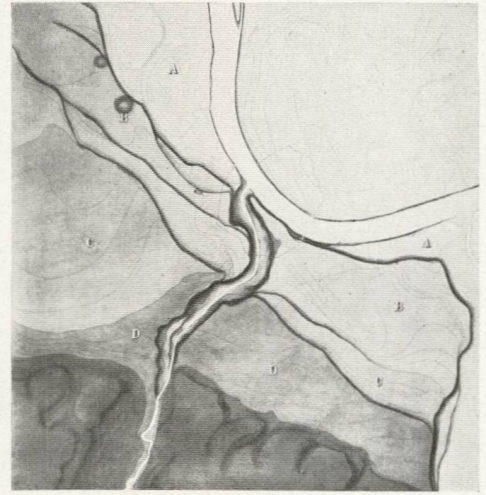


Abb. 13. Bodengestaltung des Stadtgebietes.

Münster und Martinskirche über dem Rheinlauf sind hier nur als Merkpunkte für die heutige Orientierung im einstmals unberührten Gelände eingezeichnet. Auf der gleichen Seite des Birsiglaufes gibt uns die Elisabethen-

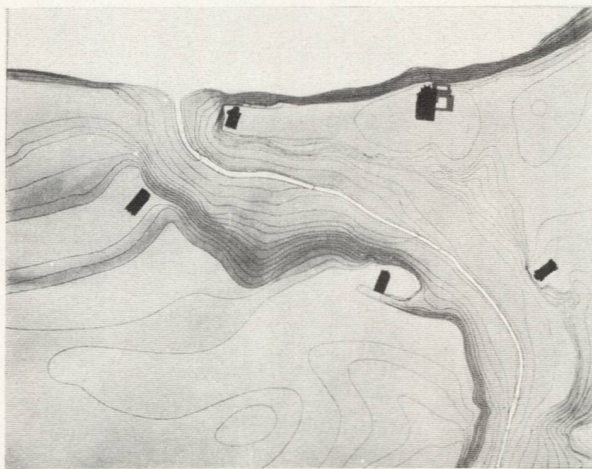


Abb. 14. Mündungstal des Birsig.

kirche das Ende des ältesten Stadtschwungs an, und auf der andern Seite sehen wir die Leonhardskirche auf einem eigenen Miniaturriedelchen über dem steilen Abhang stehen und schließlich gegenüber der Martinskirche die Peterskirche als letzten Merkpunkt. Obwohl wir keinerlei eigentliche Bergrücken oder auch nur Hügelzüge vor uns haben, ist es doch verständlich, daß der in der Birsigniederung stehende Beschauer die steilen Ränder des Grabens als „Berg“ empfinden und bezeichnen konnte, daher wir heute noch die Aufstiege zu beiden

Seiten als Münsterberg, Stapfelberg, Steinenberg, Kohlenberg, Spalenberg, Petersberg usw. bezeichnen.

Im fertig überbauten Gelände werden die natürlich gewachsenen Verhältnisse nicht nur verschoben, sondern in ihrem Anblick erheblich verwischt. Die hoch aufragenden modernen Geschäftshäuser in der Talsohle nehmen dem Auge das Gefühl der Tiefe weg und geben uns den Eindruck eines ziemlich sanften Hanges und einer breiten, flachen Mulde.

Wir vermögen eigentlich nur festzuhalten, daß es auf dem obern Bild (Abb. 15) von der Leonhardskirche zur Barfüßerkirche hinuntergeht und daß sich die Elisabethenkirche im Hintergrund auf ungefähr gleicher Höhe wie die Leonhardskirche hält. Im untern Bild

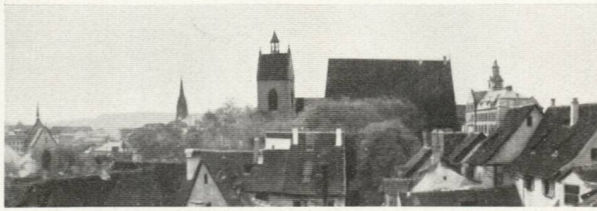


Abb. 15. Stellung der Kirchen im Stadtbild. (Phot. Wolf)

(Abb. 15) mit der Peterskirche links und der Martinskirche rechts haben wir den Austritt des Birsiggrabens in den Rheinlauf vor uns, ohne von diesem Graben noch viel zu verspüren. Die tatsächlichen Verhältnisse werden eigentlich mehr der Hausfrau und dem Werk tätigen deutlich bewußt, wenn sie beladen die Berghalde erklimmen müssen.

Von der gallisch-römischen Militär-anlage und Siedelung auf dem Münsterriedel ist uns, wie früher schon erwähnt, wenig erhalten geblieben. Doch gestattet schon das wenige Vorhandene (Abb. 16) im Zusammenhang mit der Auffindungs-

stelle der Stücke eine zuverlässige Rekonstruktion der zugehörigen Gebäudeteile und damit einen sichern Schluß auf Charakter und Aussehen des entsprechenden Gebäudes. Sämtliches Material ist ebenfalls im Hofgarten unseres historischen Museums aufgestellt.

Die Datierung eines Erlasses des Kaisers Valentinian I. aus „Robur bei Basel“ weist auf eine nicht allzu-große örtliche Getrenntheit der Militär-station von der Stadt, wie sie bei der Unterteilung des Burghügels zum Ausdruck kommt (Abb. 17). Der einstmalige schußfreie Raum zwischen Festung und Stadt, das sogenannte Glacis, wurde später durch die Niederlassung der Augustiner Mönche überbaut und trägt heute unser Augustiner Museum. Unverändert erhalten sind die Aufgangspunkte am Martinsgäßlein, Stapfelberg / Schlüsselberg

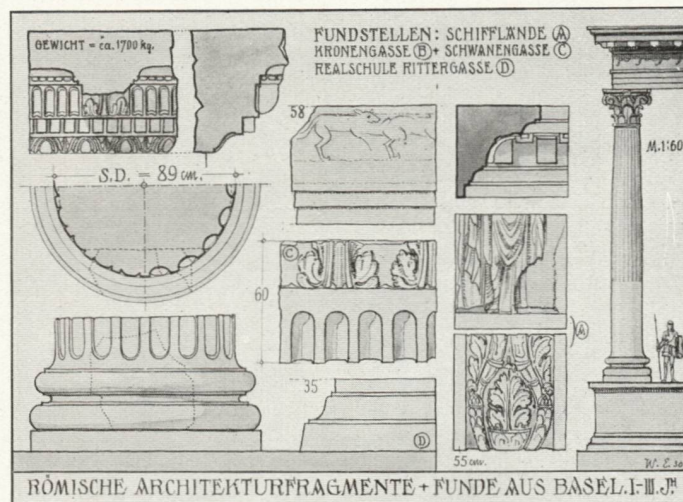


Abb. 16.

und am Münsterberg von der Birsigseite her. Von der Schiffflände aus gewinnen wir deutlich den Anblick einer ausgeprägten Bergstadt mit den Aufgängen des Rheinsprungs und jener steilen Treppe vor St. Martin, welcher eine späte und unkontrollierbare Legende den Namen „11,000 Jungferngäßlein“ gegeben hat. Heute ist sie völlig ohne Eigennamen. Man könnte sie vielleicht mit mehr Recht „Eponatreppe“ oder „Heidentreppe“ taufen, wenn einem dieser

archäologische Rückfall nicht eben allzu heidnisch vorkommt. Die kleine Orientierungstafel zeigt gegenüber, auf dem Leonhardsriedelchen, eine gallische Niederlassung. Zu dieser Annahme würde uns an Dokumenten einzig der Hinweis der Gründer der Leonhardsanlage berechtigen, welche im 11. Jahrhundert behaupten, sie hätten in dem sonst leeren und wüsten Gelände altheidnisches Gemäuer aufgefunden.

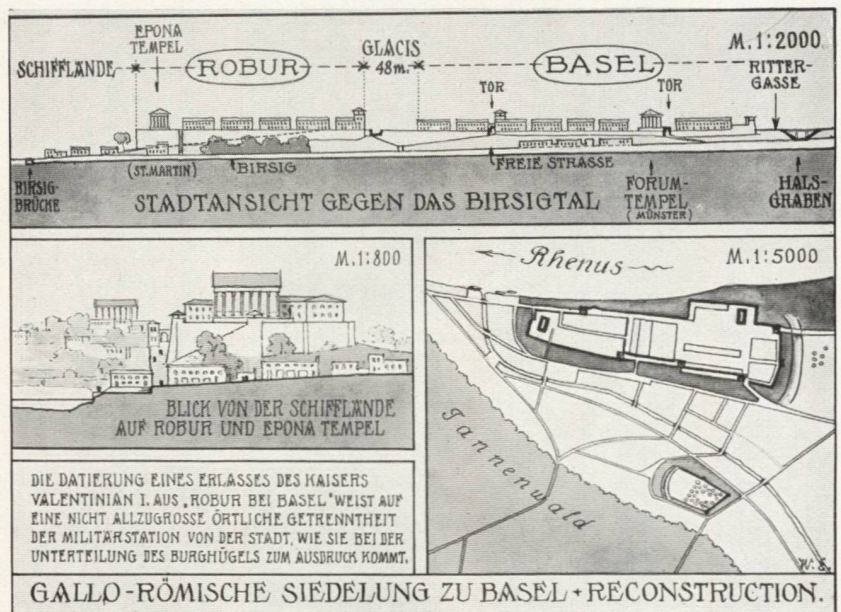


Abb. 17.

Die Besitzergreifung unseres Landes durch die *Alamannen* bedeutet zwar einen Rückfall auf eine vorrömische Kulturstufe, wie man an den Grabbeigaben (Abb. 18) unschwer feststellen kann. Sie erinnern nach Gestalt und Ausführung irgendwie an gallische und selbst noch vorgallische Gegenstände, ohne daß sie indessen das Gefühl *primitiven* Barbarentums aufgenommen ließen. Auffallend sind neben Waffen und Schildbuckel die zahlreichen wohlgearbeiteten Schmuckstücke für die alamannischen Damen. Unser Museum besitzt eine ganze Anzahl dieser Dinge, die man in alten Begräbnisfeldern an der Schwarzwaldallee/Bergalingerstraße und neuerdings auch am Bernerring gefunden hat. Für unsern Platz Basel

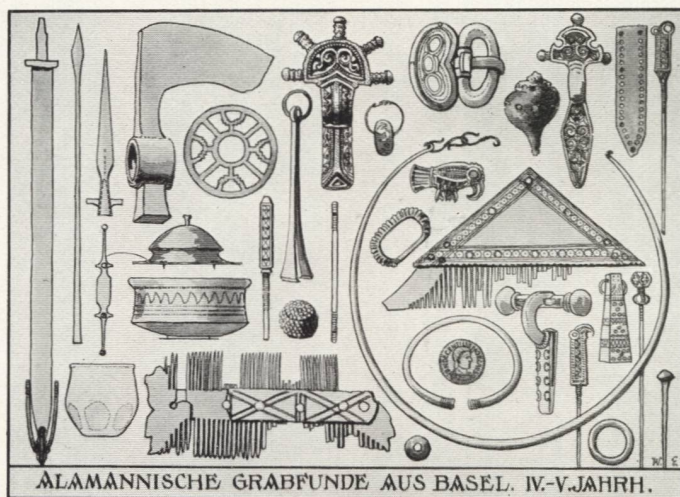


Abb. 18.

als städtisches Anwesen haben die Alamannen keine besondere Bedeutung, da sie sich nicht in geschlossenen Siedlungen niederließen, sondern in einzelnen Gehöften weit auseinander über das Land verstreuten. Basilea braucht deswegen in ihrer Zeit nicht vom Erdboden verschwunden zu sein; denn wir finden schon unter ihren Besiegern, den *Franken*, nicht nur die Bergstadt auf dem Riedel vor, sondern dazu noch einen Marktflecken in der Niederung des Birsigs, nahe der Mündung (Abb. 19).

Damit sind die Elemente der Besiedelung in unserm Wohngebiet eigentlich gegeben, und alles weitere ist in seinem historischen Ablauf bis in unsere Tage bekannt und oft behandelt worden. Ich bringe einen knappen Überblick hier nicht etwa der Vollständigkeit halber und um längst Bekanntes zu wiederholen, sondern um auf zwei Momente hinzuweisen, die bislang der Beachtung vollständig entgingen, da sie zwar mit dem Historischen untrennbar verbunden sind, dennoch aber über die historisch übliche Betrachtungsweise hinausgehen. Der Marktflecken zu Füßen des Burghügels überbaute allmählich die beiden Birsigufer und wuchs dadurch mit der Bergstadt in ein Ganzes zusammen, daß der Bischof (Burchard von Hasenburg) die Talstadt mit einer Befestigungslinie umzog, die vom Salzturm bei der heutigen Kantonalbank ausgehend sich unterhalb der jenseitigen Höhenkante durchzog und am alten Tor und festen Turm beim Haus „zur Mücke“ den Anschluß an die altrömische Umfassungsmauer der Bergstadt fand. Es kann nur das Motiv einer militärisch besseren Sicherung gewesen sein, das in der Folge einen spätern Bischof veranlaßte, eine weitere Mauer anzulegen nach rein festungstechnischen Grundsätzen. Sie umfaßte das alte Gebilde in einem regelmäßigen Abstand, so daß sie namentlich die beherrschenden linken Birsiganhöhen besetzte, das Tal notgedrungen durchquerte und dann den alten Riedel gegen das anstoßende Plateau bis an den Rhein wiederum neu abriegelte. Schon allein die Richtung, in welcher sich die Erweiterung der bebauten Fläche vollzog, beweist, daß ein Zwiespalt bestand zwischen

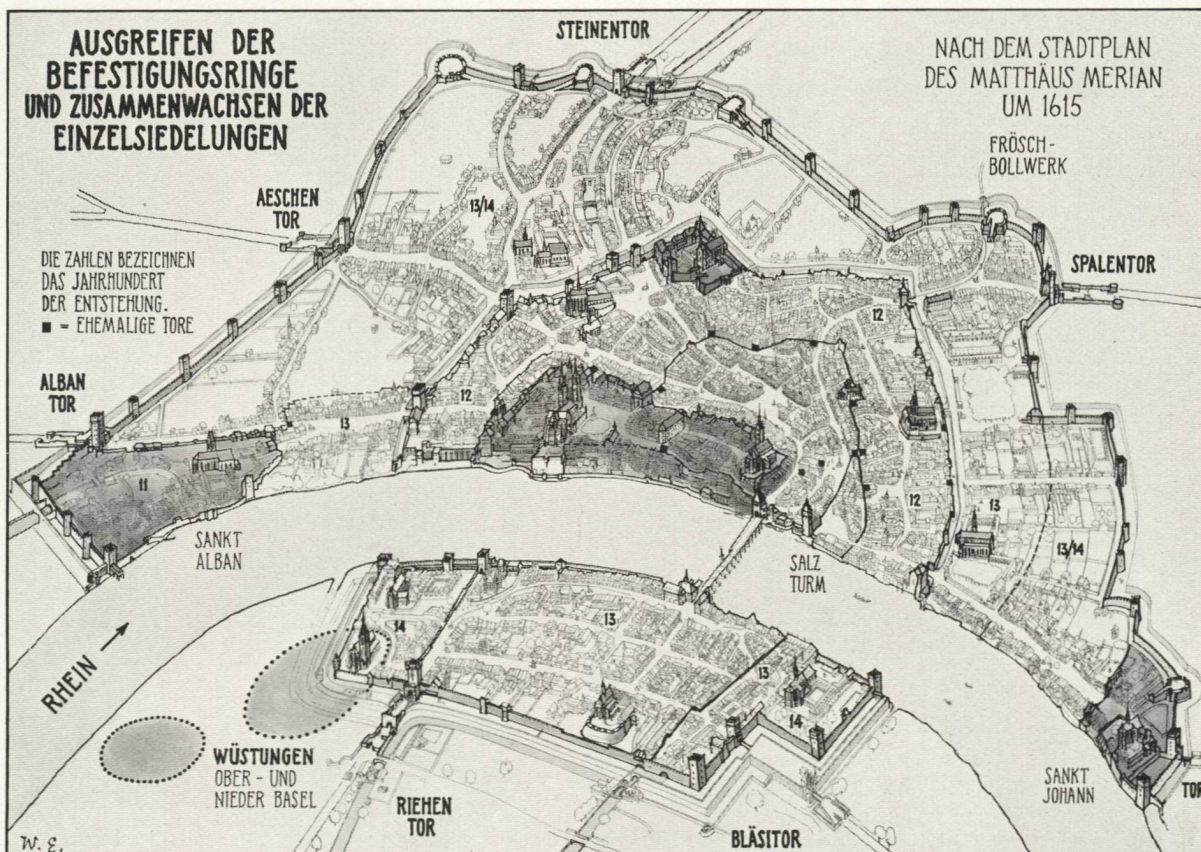


Abb. 19.

den Bedürfnissen der Stadt als friedlicher Siedelung und den Wünschen des Stadtherrn nach einem wehrhaften Platz. *Schon von hier an setzt in der Tat der Wettstreit ein, ob für den weitem Ausbau der Stadt in erster Linie das Moment der militärischen Sicherung ausschlaggebend sein solle, oder aber eine gedeihliche Förderung nur friedlicher Zwecke des Handels und der Gewerbe.* Art und Anlage der dritten und letzten Mauer lassen wohl erkennen, daß eher der *friedliche* Gedanke obsiegt; aber es kann noch keineswegs von einer ausgesprochenen, bewußten Planung gesprochen werden in dem Sinne, wie wir heute eine gesunde und vernünftige Stadtplanung auffassen. Auch das damals doch schon recht erstarkte Bürgertum war sich weder klar noch einig über die Aufgaben, die ihm Zeit, Vaterland und Menschheit stellten. Wir finden von nun an auf lange Zeit jenes pfahlbürgerliche und zöpfige Schwanken zwischen Kleinlichkeit und großzügiger Geste, das so bezeichnend ist für die berühmte „gute alte Zeit“. Ein erster Anlauf in der Richtung modernen Denkens und Schaffens wurde erst nach der Cholera-Epidemie im Jahre 1855/56 gemacht, als man unumgänglich an die hygienische Sanierung der allmählich verrotteten Altstadt herangehen mußte. Im Gefolge dieser für damalige Verhältnisse gewaltigen Unternehmung erststanden die Einsicht für richtiges Planen und Bauen und die hiezu erforderlichen Grundlagen. Es bedurfte aber nicht nur langer Zeit für die Durchführung dieser hygienischen Anlagen, *sondern es dauerte bis in unsere Tage, bis man ernstlich daran ging, endlich einmal zugleich mit der Korrektur unbaltbar gewordener Zustände in der Altstadt neuzeitliche Baugedanken für die Zukunft vorsorglich aufnehmen und verbinden zu wollen.* Es mutet uns Heutige eigentümlich an, und doch ist es Tatsache, daß unsere Vorfahren bis weit ins 19. Jahrhundert hinein sich nicht völlig und eindeutig loszumachen vermochten aus dem Jahrhunderte alten Zwiespalt: „Wollen wir eine Militärstadt sein, d. h. durch Gewalt Macht erlangen und die Macht behalten? ... Oder wollen wir durch friedliche Mittel des Handels, Gewerbes und Fleißes zur Macht gelangen und die Macht behalten?“ ... Es wird ihnen nie klar bewußt, daß die *Gewalt* stets eine *retardierende* Macht und die *friedlichen* Mittel das *fördernde Element* für den Einzelnen wie für jede Gemeinschaft darstellen. Wir dürfen der Gerechtigkeit halber aber nie vergessen und nie aus dem Auge lassen, daß auch diese Zopfbürger stets in *ihrer* Zeit lebten und nie allein waren auf der Welt. Ich meine: „Es kann der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt“. Trotz dieser auch für uns heute noch wirklich sehr verständigen Überlegung sind damit nicht alle Entschließungen eines sehr ehrwürdigen Rates einer ehrwürdigen Stadt Basel zu entschuldigen. Nachdem nun der Gedanke des Friedens und friedlicher Mittel wenigstens auf unserem kleinen Fleck Erde endlich doch obsiegte, ergibt sich für uns die zweite und anschließende Überlegung: Wollen wir kleinlich und egoistisch alte Schäden nur gerade für die allerdringendste Gegenwart flicken und nur gerade das Bitternötigste für unser höchstes Heil tun... oder wollen wir weitblickend für unsere Kinder und eine spätere Nachwelt denken und bauen, wie Baumeister und Könige tun?

Die gegenwärtige Aufgabe erwächst uns Heutigen aus der Notwendigkeit, die unhaltbar gewordenen Verkehrsverhältnisse in der Innerstadt zu sanieren (Abb. 20). Sie hätte dazu erst noch die Möglichkeit, gerade *in einem* damit die noch übriggebliebenen hygienisch nicht

einwandfreien Reste der Altstadt modern und gesund umzuwandeln. Ihre Durchführung und die rationelle Neubebauung der korrigierten Gebiete nach gesunden, wirtschaftlichen und doch monumentalen Baugedanken wäre eine der großen Bauten vergangener Jahrhunderte durchaus würdige und für ein Baslerkind wahrhaft verlockende Aufgabe!

Die Viertel, die hier weichen müßten, sind größtenteils der Rest der heute noch vorhandenen Bürgerhäuser des mittelalterlichen Handwerker- und Mittelstandes, die einst den größten Bestandteil an Bauten in der Altstadt ausmachten. Sie sind zu ihrer Zeit zur bessern Nutzung des Bodens innerhalb der engezogenen Mauern schmal und vielgeschoßig hoch gebaut und sparen nur enge, muffige Gäblein aus zwischen den Häuserzeilen. Die schönen Sitze des reicheren Bürger- und Adelstandes, soweit sie noch vorhanden sind, würden von einer solchen Generalkorrektion nicht berührt. Sie liegen in andern Vierteln, vornehmlich auf Burg oder dann außerhalb des einstmaligen Mauerbezirks als frühere Landsitze. Es sind ohnehin fast alles eher neuere Bauten oder dann doch Umbauten der Renaissance und Barockzeit. Auch die wenigen noch erhaltenen schönen Stockbrunnen aus der Frühzeit unserer Wasserversorgung, die sichtbaren Zeugen alten Bürgerstolzes und gewerblicher Kunst-



Abb. 20. Altstadt Grossbasel (Aufnahme aus 1800 m Höhe).

befissenheit vergangener Tage, würden in ihrem heutigen Zustand die große Korrektur überdauern und weiterhin das Straßenbild anmutig beleben.

Die *Kirchen*, in ihrer Art Großtaten der Vergangenheit, beherrschen gegenüber unsern heutigen wuchtigen Profan- und Geschäftsbauten lange nicht mehr in dem Maße, wie in ihrer Entstehungszeit, das Stadtbild. Sie würden aber auch bei einer durchgreifenden Neuplanung wenigstens gegenüber ihrer jetzigen Bedeutung für das Stadtbild nichts einbüßen. Eine markante und dominierende Silhouette verleihen heute überhaupt nur noch die Martinskirche und das Münster, welcher Aspekt unbedingt erhalten werden sollte (Abb. 21). Bei diesen beiden Kirchen und der Leonhards- und Peterskirche ist an der Platzwahl und Orientierung der Monumentalfronten ein deutlicher Nachklang des feinen Baugefühls der Römer und damit der letzte sichtbare Einfluß dieser gewaltigen Erbauer in unserem Weichbild noch erkennbar.

So ist denn dieses mächtige und doch feine Stadtbild über dem Rhein nichts anderes als ein letzter Hauch und doch so lebendiger Abglanz jener großen Zeit vor der Christenheit, die wir bei uns sonst nur noch aus den stummen Zeugen von Augst und wenigen Trümmern in unserer Stadt zu erahnen vermögen.

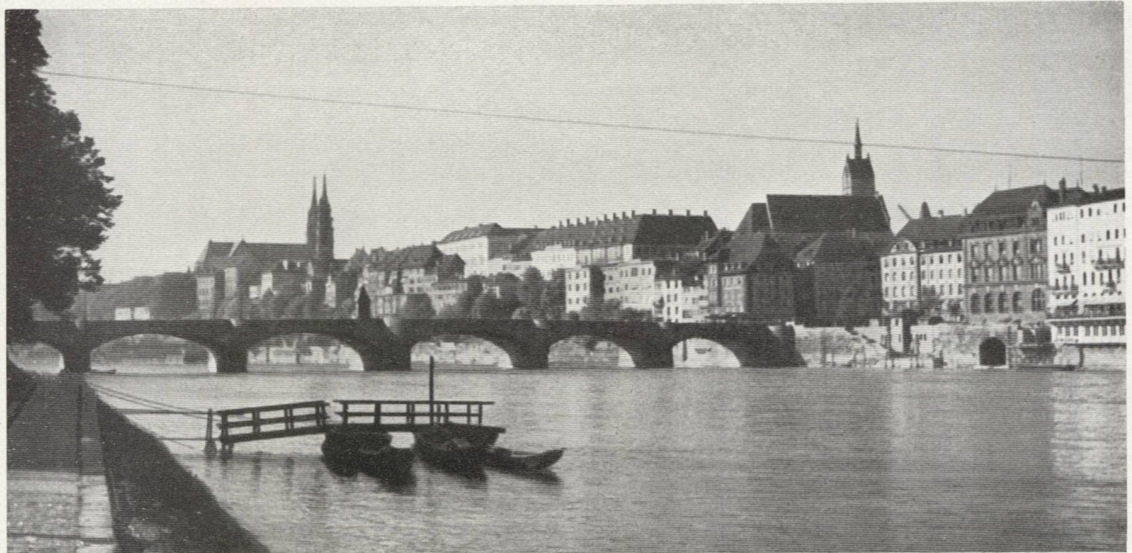


Abb. 21.